

daß sich gute Absichten praktisch äußerst negativ ausgewirkt haben. Techno kann als ein Protest gegen das „verlogene Wort“ interpretiert werden, als Aufschrei gegen eine „inflationäre Botschaftswelt“, deren Inhalte nicht verantwortet werden.

Diese Problematisierung des Begriffs Botschaft – die Minimalisierung der inhaltlichen Komponente und die Reduzierung auf formale Aspekte – stellt für das „traditionelle Christentum“, in dessen Mittelpunkt das Evangelium, die „Frohe Botschaft“, steht, eine Herausforderung dar. Eine schnelle Übernahme beispielsweise von Technomusik in die christliche Liturgie, bei der die Musik nur instrumentalisiert wird, ist abzulehnen. Trotzdem können Techno und Christentum – in Liturgie, Pastoral und Religionspädagogik – verbunden werden. Der Ansatz dabei berücksichtigt, daß Techno nicht nur ein Musiktrend ist, der gebraucht oder nicht gebraucht werden kann, sondern ein viel umfassenderes Phänomen ist. In der Jugendkultur Techno drückt sich ein Bemühen um eine kreative Gestaltung einer praxisorientierten Lebenswelt aus, in deren Rahmen die Inhalte an Umfang verlieren und die Formen an Vielfalt gewinnen. Die Freizeitbeschäftigung Techno zeigt ein enormes Engagement und eine intensive Identitätssuche der Jugendlichen. Techno enthält in diesem Zusammenhang auch „religiöse Äquivalenzen“ und drückt die Sehnsucht der Jugendlichen aus. Diese Tatsache ist anzuerkennen und sollte die Arbeit mit Jugendlichen im christlichen Kontext beeinflussen. Der Umgang mit Techno ist entscheidend, der „neben Kompetenz auch Fingerspitzengefühl und Mut zum Wagnis“ benötigt.¹⁷ Mit dem bloßen Gebrauch von Technomusik in der Liturgie ist es nicht getan, denn die weit verbreitete Auffassung, daß die Form nicht so wichtig sei, solange die Botschaft stimmt, ist falsch. Das Phänomen Techno kann bei allen Vorbehalten, beispielsweise in bezug auf den Drogenkonsum, Anstoß für ein Überdenken des Stellenwerts von Musik, Tanz und Ekstase und damit verbunden von Leiblichkeit und Praxisrelevanz im christlichen Kontext geben.

¹⁷ Walter Meinrad, Ein neues Lied? Pop, Rock und Techno im kirchenmusikalisch-pastoralen Dialog, in: Herder-Korrespondenz 50 (1996) 525–529, hier 529.

Der Liturgiker Markus Eham, der Techno und christlichen Gottesdienst für nicht vereinbar hält, stellt angesichts des Phänomens Techno immerhin die Frage an die heutigen Gottesdienste, ob sie die „genuine Ekstase der Liturgie“ vermitteln.¹⁸ Eine positive Beschäftigung im kirchlichen Bereich mit Techno würde zeigen, daß die vorhandene Kreativität, Lebensbewältigung und Religiosität der heutigen Jugendlichen nicht übersehen wird.

Norbert Mette

Wie Jugendliche Kirche erfahren

Ausgewählte Ergebnisse aus einer Landjugendstudie

Wenn man die Kirchenerfahrungen junger Menschen in einer überwiegend katholisch geprägten Landregion in der Erzdiözese Paderborn betrachtet, muß man feststellen, daß einerseits die Distanzierung von der Kirche bei vielen jungen Menschen schon weit fortgeschritten ist, während andererseits eine kleinere Zahl von ihnen ihr Leben noch stark in der Gemeinschaft des Glaubens verwurzelt sieht. Was im Osten Deutschlands und (Mittel-)Europas mit Hilfe der Staatsdoktrin erreicht wurde, daß die Kirchen de facto nur mehr kleinere Minderheiten in der Gesellschaft sind, scheint nach solchen Untersuchungen, wie sie hier berichtet werden, auch im Trend der Entwicklung in den westlichen Ländern zu liegen. red

M(ännlich): „Ich finde auch stellenweise die Ansichten von der katholischen Kirche, die sind ein bißchen altmodisch, für meinen Geschmack zumindest.“

W(eiblich): „Und wenn man sie dann wissenschaftlich überprüft, überhaupt nicht mehr haltbar.“

M: „Ich halte von den meisten Ansichten nicht sehr viel.“

I(nterviewer/in): „Sag mal Beispiele!“

M: „Z. B. Zölibat, ich weiß nicht, was das bringen soll.“

¹⁸ Markus Eham, Aufschwung mit Techno? Grundsätzliche Überlegungen zu einem aktuellen Phänomen, in: Gottesdienst 30 (1996), 65–67, hier 67 (auch in: Musica Sacra 116 [1996], 287–291).

M: „Die katholische Kirche ist frauenfeindlich.“

W: „Oder auch Maria, die Jungfrau. Es ist mittlerweile fest bewiesen, daß der Begriff Jungfrau ein Ehrenbegriff war für besonders hochgestellte Frauen. Aber die halten immer noch daran fest, daß Maria eine Jungfrau war, selbst nach der Geburt, und spätestens da wäre ja . . .“

W: „Vor, während und nach der Geburt.“

M: „In der Gegend ist ja als Jungfrau bezeichnet worden, eben die Frauen, die noch nicht das erste Kind gekriegt haben. Also nicht so, wie der Begriff bei uns heute verwendet wird.“ (305, 27)

„Im Moment kann ich mit dem Thema Kirche und Glauben überhaupt nichts anfangen. Ich möchte mich auch im Moment nicht damit auseinandersetzen. Ich hatte mal eine Zeit, und ich wollte mich damit auseinandersetzen, bin auch mal wieder in die Kirche gegangen und war nachher so was von enttäuscht, daß ich jetzt seit zweieinhalb Jahren gar nicht mehr da war. Mich reizt das Thema überhaupt nicht.“ (306, 9)

W: „. . . mit einer Freundin habe ich mich der Gruppe angeschlossen, und für mich war das schon ein einschneidendes Erlebnis, gerade im Glauben, und das hat mich im Glauben schon sehr verändert. Und auch weil man durch Landjugend Kirche anders erleben kann. Also wir haben letzstens mit . . . (Name) einen Hausgottesdienst gefeiert . . ., das war ein irres Erlebnis. Das war Kirche auch einmal ganz anders erleben. Ein Gottesdienst als ein offenes Gespräch, wo man sich auch Sachen mal sagen kann und sich selber mit einbringen kann und nicht nur so etwas vorgesetzt bekommt.“ (611, 13 f)

Es handelt sich hier um drei Auszüge aus Gesprächen, die mit Gruppen der Katholischen Landjugendbewegung (KLJB) im Erzbistum Paderborn geführt worden sind und die hier eingangs stellvertretend für die große Bandbreite von Einstellungen angeführt seien, wie sie in diesen Gesprächen zutage traten.

Aus dem Interesse heraus, Genaueres über die Verfassung seines Verbandes „vor Ort“ zu erkunden, hatte der KLJB-Diözesanverband Paderborn sich entschlossen, eine Befragung in Auftrag zu geben und damit zugleich eine Aktivierung des Verbandes auf seinen verschiedenen Ebenen in der Erzdiözese zu verbinden. „Aktion Zündstoff“ wurde dafür als Motto geprägt.

Befragt wurden 52 Gruppen unterschiedli-

chen Typs: Kindergruppen, Jugendgruppen, offene Treffs, Leiterrunden, Arbeitskreise etc. In den jeweils eineinhalb bis zweieinhalb Stunden dauernden Gesprächen wurden anhand eines Gesprächsleitfadens verschiedene Themenfelder angesprochen: Wie schätzen die Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen den ländlichen Lebensraum ein? Wie gestalten sie ihre Freizeit? Welche Rolle spielt dabei die KLJB? Und ein weiterer großer Themenbereich war jeweils die Einstellung zu Religion, Glaube und Kirche. Bei der Auswertung der auf Tonband aufgenommenen und dann transkribierten Gruppengespräche wurde Wert darauf gelegt, die Gesprächsteilnehmer und -nehmerinnen so umfassend wie möglich in ihren eigenen Worten wiederzugeben. Soweit erkenntlich, wurden allgemeine Stimmungslagen und Trends, wie sie aus den Gesprächen erkenntlich wurden, herauszuarbeiten versucht, ohne dabei den Anspruch zu erheben, dies sei repräsentativ für die Jugendlichen (auf dem Land) insgesamt. Von ihrer Anlage her war die Studie bewußt qualitativ und nicht quantitativ ausgerichtet.¹ Um die im folgenden zusammengefaßten Befunde zur Einstellung gegenüber Religion, Glaube und Kirche einschätzen zu können, ist es möglicherweise hilfreich zu wissen, daß die KLJB-Gruppen im Erzbistum Paderborn fast ausnahmslos in traditionell katholisch geprägten Regionen (Hauptstift, Sauerland, Soest-Lippstadt-Rheda) verbreitet sind. Durchweg löst das Stichwort („Reizwort“) „Kirche“ – so ergab eine Durchsicht der Gespräche – eine fast stereotype Reihe von Assoziationen aus, die wie folgt umschrieben werden können: „Kirche“ ist

1. der Sonntagskirchgang (und damit verbunden Gottesdienst überhaupt),
2. der Pastor,
3. Traditions- und Brauchtumpflege (insbesondere Prozessionen, aber auch Kirchweihfest, Erntedanksonntag etc.),
4. das „K“ in der Bezeichnung „KLJB“ und
5. (in der Regel) unterschieden vom eigenen Glauben.

¹ Vgl. KLJB-Diözesanverband Paderborn (Hg.), Zündstoff. Kinder und Jugendliche äußern sich über ländliche Lebenswelten, Paderborn 1995. – Bei den Zahlen in den Klammern handelt es sich um die Kenn-Nummer des zitierten Interviews sowie um die Seitenzahl im transkribierten Text.

Dies sei im folgenden anhand von O-Tönen der Gesprächsteilnehmer und -nehmerinnen illustriert und ergänzend kommentiert.

1. Kirche ist Sonntagskirchgang

I(nterviewer): „Was habt ihr denn für ein Verhältnis zur Kirche? Geht ihr jeden Sonntag hin?“

W: „Es ist schon normal, daß man zur Kirche geht. Wir werden zwar meistens gegangen.“

I: „Ihr müßt mehr oder weniger rein?“

W: „Sonst hängt der Hausseggen schief. Es ist halt so, man gewöhnt sich dran.“

M: „Man kann auch schnell daran vorbeigehen.“

W: „Es ist jeden Sonntag so das gleiche. Der Pastor labert viel Müll.“

I: „Wenn euch in fünf Jahren keiner mehr sagt, ihr sollt zur Kirche gehen, ist das dann für euch auch gegessen, und geht ihr dann nicht mehr hin?“

M: „Doch – vielleicht bringt uns das im Moment nichts, aber in fünf Jahren vielleicht wieder. Irgendwie glaubt man ja dran.“

I: „Und deshalb geht man hin?“

M: „Nicht regelmäßig, aber generell schon.“

M: „Ich gehe aus Prinzip nicht hin . . . Ich weiß nicht, was ich 45 Minuten im Gottesdienst soll, wenn nach der Messe wirklich nichts davon übrigbleibt.“ (310, 10 f)

Dieser Interviewauszug gibt treffend den Gesamtton wieder, wie er in fast allen Gesprächen laut wurde und der zusammenfassend wie folgt charakterisiert werden kann:

– Zunächst einmal spielt das Thema „Kirchgang“ in der Lebenswelt der in die Studie einbezogenen Jugendlichen offenbar eine so zentrale Rolle, daß sie sich relativ ausführlich dazu äußern.

– Daß von kirchlicher Seite die Erwartung nach einem regelmäßigen, d. h. sonntäglichen Gottesdienstbesuch besteht, ist den Jugendlichen durchweg bewußt.

– In dem Nachkommen dieser Erwartung gegenüber differiert die Praxis der Jugendlichen allerdings erheblich: In einem Drittel der Interviews wird von einem mehrheitlich regelmäßigen, in zwei Drittel von einem mehrheitlich unregelmäßigen Gottesdienstbesuch berichtet. Dabei ist festzustellen, daß mit zunehmendem Alter die im Kindesalter noch praktizierte Regelmäßigkeit zurückgeht.

– Diese unterschiedliche Praxis wird gegen-

seitig nicht in Frage gestellt und löst auch keine Kontroversen aus. Jeder bzw. jede mag es mit dem Kirchgang halten, wie er bzw. sie es für richtig hält, läßt sich die allgemeine Einstellung umschreiben.

– Eine leichte Tendenz weist in die Richtung, daß als begründungspflichtig angesehen wird, wer an einer mehr oder weniger noch als regelmäßig zu bezeichnenden Gottesdienstpraxis festhält.

– Was generell abgelehnt wird, ist ein Zwang zum Kirchgang. Wo dieser Zwang in Elternhäusern noch vorkommt, unterwirft man sich ihm bis zu einem bestimmten Alter. Mit 16/17 Jahren spätestens widersetzen sich die Jugendlichen dem. Im übrigen spielt ein solcher Zwang auch im ländlichen Bereich immer weniger eine Rolle; ein Großteil der Eltern geht auch nicht mehr regelmäßig in die Sonntagsmesse, berichten die Jugendlichen.

Eine stereotype Begründung, die angeführt wird, um zu begründen, warum die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst nicht so wichtig sei, lautet, daß man auch religiös oder gläubig sein könne, ohne in die Kirche zu gehen. Ein Beispiel:

„Nur ich sage einfach mal, ich kann katholisch sein, ohne daß ich in die Kirche gehe, und wenn mir danach ist, dann gehe ich in die Kirche, und wenn mir nicht danach ist, dann kann ich trotzdem katholisch aussehen. Denn wenn ich mich an die zehn Gebote halte, dann heißt das noch lange nicht, ich kann meinen Gott verehren wie ich will, ich muß dafür nicht in die Kirche gehen.“ (621, 13)

Die Jugendlichen, die für sich ausdrücklich angeben, daß sie einen wenigstens einigermaßen regelmäßigen Sonntagsgottesdienstbesuch für wichtig halten (in acht Interviews gibt es einzelne Stimmen in diesem Sinne), tun dies meist mit der Begründung, daß ihnen sonst etwas fehlen würde; positiv kann das heißen, daß man Anstöße zum Nachdenken o. ä. bekommt. Auch hierzu eine Äußerung:

„Bei mir ist das eigentlich so. Ich gehe in die Kirche, da wird man erst mal wieder ruhiger und denkt über sich nach und über andere Sachen. Auch über die ganze Schöpfung, wie das ist und was nach dem Leben ist. Für mich ist das wichtigste das In-sich-selbst-Kehren, an sich selbst denken und an die Mitmenschen.“ (205, 16)

Warum sie nicht so gern oder gar nicht in die Kirche gehen, wird von den Jugendlichen, die sich dazu äußern, durchweg damit be-

gründet, daß sie die Gottesdienste als äußerst langweilig und „steif“ empfinden. Die Predigten kommen dabei am negativsten weg: In ihnen wird ein Bezug auf aktuelle Probleme vermißt. Auch wird beklagt, daß Jugendliche in der Regel in den Predigten nicht vorkommen. Weiterhin wird der gesamte Ritus als zu gleichförmig und steif empfunden. Die Lieder werden als unmodern abgelehnt. Hinzu kommt für Jugendliche, daß nach ihrer Erfahrung die Gottesdienste eher eine Angelegenheit der alten Leute sind und daß diese – und nicht nur die Pastöre! – sich sehr schwer tun, andere, d. h. „lockere“ und jugendgemäße Formen der Gottesdienstgestaltung zuzulassen.

Wo Gesprächsteilnehmer und -teilnehmerinnen Möglichkeiten gehabt haben, Gottesdienste zu erleben, die anders waren (etwa anlässlich einer Gemeindemission, überörtlichen Treffen u. ä. m.), werden diese in der Regel gern erinnert. Noch ansprechender erlebt werden Gottesdienste, die von Jugendlichen selbst gestaltet werden können. Aber es wird auch konstatiert, daß das Interesse an Jugendgottesdiensten in den letzten Jahren erheblich abgenommen habe. Und nicht selten wird auch über schlechte Erfahrungen mit Geistlichen in diesem Zusammenhang berichtet, die dazu führen, daß man keine Lust mehr hat, sich zu engagieren.

2. Kirche ist der Pastor

Traditionell ist gerade auf dem Dorf das Amt des Pfarrers – in den Interviews ist dafür die Bezeichnung „Pastor“ gebräuchlich – die Verkörperung von Kirche schlechthin und mit entsprechend hoher Autorität versehen. Von daher versteht es sich, daß der Pastor auch in den Interviews relativ große Aufmerksamkeit findet. Daß es auch andere in der Pastoral hauptamtlich Tätige (z. B. Gemeindeferent/in, Jugendreferent/in) gibt, ist lediglich aus sechs Interviews zu erfahren, wobei die – sei es positive, sei es negative – Wahrnehmung dieser Personen anders ausfällt als die der Pastoren; sie verfügen längst nicht über deren Autorität, so daß man sich an ihnen auch nicht so stark reibt.

Was am häufigsten ausdrücklich gesagt wird und worüber geklagt wird, ist, daß die Pastoren alt sind; und wenn und weil sie so alt sind, tun sie sich schwer, einen Draht zu den

jugen Menschen zu finden. Eine sehr pointierte Äußerung als Beispiel dafür:

„... *unser Pastor, wie gesagt, vor 300 Jahren hätte er voll in die Welt gepaft. Der hat echt keinen Sinn für Humor, kannst Du manchmal sagen.*“ (202, 22)

Versucht man demgegenüber, aus den Äußerungen das Idealbild eines Priesters zu zeichnen, wie es vielen Jugendlichen offensichtlich vorschwebt, ergeben sich als zentrale Merkmale:

– Er soll ein umgänglicher Mensch sein, mit dem man über Glaubensfragen offen und kritisch sprechen kann.

– Er soll es verstehen, den Glauben so zu verkünden und Gottesdienste so zu feiern, daß sie in Berührung zum heutigen Leben stehen.

– Er soll in der Lage sein, „Schwung“ in die Gemeinde zu bringen.

– Er soll volkstümlich sein, die Probleme der Leute kennen und darum auch ortsverbunden sein (ein Problem, das durch den gerade auf dem Land immer stärker verbreiteten Priestermangel immer brisanter wird).

„*Ich muß sagen, daß wir einen sehr guten Pastor haben, der auch wirklich noch im Leben steht und der auch, sage ich mal, von der Predigt her und in seinem ganzen Auftreten ein sehr guter Pastor ist.*“ (302, 24)

3. Kirche ist Traditions- und Brauchtums- pflege

Kirche auf dem Dorf – so könnte man vielen Interviews folgend sagen – wird neben Kirchengang und Pastor am stärksten mit Tradition und Brauchtum assoziiert. Davon wird in den Interviews viel erzählt. Neben dem Schützenfest, das wohl auf jedem Dorf gefeiert wird und das vielfach gleichzeitig Patronatsfest ist, werden vor allem Osterfeuer und Erntedankfest genannt. Prozessionen zu Fronleichnam oder anderen Anlässen spielen im dörflichen Leben nach wie vor eine Rolle. Dann gibt es noch die besonderen Heiligenfeste, wie der Martins- oder der Nikolaustag. Und schließlich gibt es in einigen Dörfern noch bestimmte kirchliche Gebräuche, die sich bis heute erhalten haben, z. B. Nachtwachen am Gründonnerstag oder Ewige Anbetung. Alle diese und weitere Feste und Bräuche werden in den Interviews erwähnt, weil die Gruppen vor Ort in irgendeiner Weise in sie einbezogen sind: Sei es, daß sie das Osterfeuer gestalten oder den

Erntedank-Sonntag; sei es, daß sie sich an bestimmten Bräuchen beteiligen, z. B. bei Prozessionen das Banner tragen. Allerdings wird sehr unterschiedlich bewertet, welche Bedeutung das hat. Das Spektrum der Äußerungen reicht von einer bewußten Brauchtumspflege bis hin zu einer „strategischen“ Beteiligung (nach der Devise: Man muß ja mittun, wenn man als Gruppe im Dorf anerkannt sein will). Dazu ein längerer Gesprächsauszug:

I: „Gibt es hier denn auch so große Prozessionen, wo ihr euch als Landjugend auch beteiligt, oder irgendwelche anderen Dinge, die in dem normalen Jahresablauf im Kirchenjahr in der Gemeinde begangen werden, irgendwelche Bräuche?“

M: „Ja, Fahne tragen.“

W: „Johannesfest auf Schützenfest.“

I: „Was ist das?“

W: „Unser Patronatsfest.“

...

I: „Und das sind dann Aufgaben, die ihr von der Landjugend macht?“

M: „Ja, die Maria tragen die Mädchen und den Johannes tragen die Jungen.“

I: „Aber die Mädchen von der Landjugend und die Jungen von der Landjugend?“

M: „Ja.“

I: „Das ist wahrscheinlich schon ganz lange so, daß das abgemacht wird?“

M: „Ja, und bei den anderen Prozessionen müssen wir dann Fahne tragen. Von der Landjugend die.“

M: „Das war eben halt schon immer so.“

I: „Findet ihr das denn gut, daß solche Traditionen gepflegt werden und daß ihr euch auch in so einer Weise daran beteiligt, oder denkt ihr, das ist eigentlich auch so etwas, was nicht so mit unserer Einstellung übereinstimmt?“

W: „Das finde ich eigentlich gut, schon allein aus dem Grund, wenn ich da nicht immer oder auch andere nicht Fahne tragen würden, dann würden die Jugendlichen auch gar nicht zur Prozession hingehen. Also das ist ja meistens nur Negatives, so laufen die ganze Zeit und so, gehen.“

M: „Beim Fahnetragen oder beim Figurentragen hat man wenigstens sozusagen eine Aufgabe bei der Prozession. Und sonst geht man Prozession mit und hört sich das vom Pastor an, was der da so erzählt, und dann ist das ein bißchen langweilig. Aber wenn

man so einen Job hat, dann macht das doch irgendwie Spaß.“

...

I: „Ist das denn auch wichtig dabei, daß ihr dann da so eine Aufgabe innerhalb des Dorfes erfüllt?“

M: „Ja, auch. So zwingen einen die Eltern wenigstens nicht, zur Prozession zu gehen. Sonst sagen die: ‚Geh mit, sonst gibt das einen schlechten Eindruck‘; und so geht man eben dann freiwillig zur Prozession.“

W: „Und dann wird man auch irgendwie ernstgenommen vom Dorf.“

W: „Das bessert dann auch immer unser Image ein bißchen auf.“ (313, 18)

Manche Jugendliche und Gruppen tun sich allerdings mit der Beteiligung am Brauchtum schwer. Sie haben es schwer, Leute in der Gruppe zu finden, die bereit sind, eine Aufgabe zu übernehmen. Auch wird bisweilen argumentiert, das Brauchtum sei nur Fassade und arte mehr zu einer Folklore aus; gerade den Schützenvereinen wird gern zugeschrieben, sie pflegten ihre Kirchlichkeit nur um des guten Scheins wegen. Anders allerdings ist es, wenn die Jugendlichen verantwortlich für die Gestaltung des Brauchtums sind (z. B. Erntedankfest: Kirche schmücken, Gottesdienst gestalten, Aktion Minibrot) und wenn es für sie auch ein wichtiger Anlaß für geselliges Beisammensein ist (z. B. Osterfeuer).

4. Stellenwert des „K“ in der eigenen Verbandsbezeichnung

I: „Dann gibt es noch das K – katholisch?“

M: „Dafür könnte auch ein Z stehen.“

I: „Das heißt, es ist dir im Prinzip egal?“

M: „Irgendwie schon – christlich vielleicht, ob es katholisch...“ (310, 10)

Von den 35 Interviews, in denen sich Gesprächspassagen zum „K(atholisch)“ der Landjugendarbeit finden bzw. in denen über die Bedeutung der religiösen bzw. kirchlichen Dimension in der Gruppe gesprochen wird, heißt es in zwölf ausdrücklich, daß dieses K wenig Bedeutung habe, daß es auch fehlen könne, daß es das unwichtigste sei u. ä. m. Die negative Besetzung des K in diesen Interviews rührt daher, daß damit in der Regel die offizielle Kirche assoziiert wird. Und mit der möchte man weder als Einzelperson noch als Gruppe in engere Verbindungen

dung gebracht werden, sondern das „K“ für sich selbst und nach außen hin in bewußt abgeschwächender Manier verstehen: „Wir heißen zwar K; aber das heißt im Grunde genommen so gut wie nichts.“ Stellvertretend für viele eine Äußerung:

„Ich bin zwar hier in der Jugendgruppe drin, bin aber kein Kirchgänger. Ich glaube, aber mit dem Verein Kirche habe ich sehr wenig zu tun. Da trennen sich die Geister, vieles kann ich nicht mit mir vereinbaren. Die Jugendgruppe finde ich ganz toll, eine gute Sache, und der Glaube ist für mich auch in Ordnung – aber die Kirche ist für mich eine gegessene Sache.“ (306, 7)

In 13 Interviews wird erwähnt, man beteilige sich zwar gelegentlich an (öffentlichen) kirchlichen Veranstaltungen; aber sonst spiele dieses Thema keine allzu große bzw. gar keine Rolle. Auch hierzu ein O-Ton:

„Wenn man in der Landjugend ist, muß man nicht unbedingt etwas mit der Kirche zu tun haben. Das sind also zwei verschiedene Sachen. Was wir so machen, ich meine, wir bieten einmal im Jahr so einen Jugendgottesdienst an, um das „K“ noch irgendwo aufrecht zu erhalten und die Beziehung zur Pfarrgemeinde, sagen wir mal. Der Pastor ist natürlich stolz darauf, daß wir organisierte Jugendarbeit haben, KLJB dann auch noch, gerade mit dem „K“ drin. Was so läuft, es sind so ein paar Aktive, die bei solchen Sachen mitmachen, aber der größte Teil hält sich eigentlich mehr zurück.“ (301, 15)

Zehn der interviewten Gruppen sehen die religiöse bzw. kirchliche Dimension für ihre Arbeit als wesentlich an, wobei allerdings immer wieder hervorgehoben wird, daß die Landjugendgruppe bzw. -bewegung zu dem Ort geworden sei, an dem man erleben und leben könne, was Kirche eigentlich sei. Das zeigen exemplarisch folgende Gesprächspassagen:

„Wir sind mit unserem K im Prinzip Teil der Kirche, wir repräsentieren auch ein Stück Kirche, und ich denke, deswegen müssen wir uns mit Kirche auseinandersetzen.“ (403, 6)

„Durch die KLJB bin ich, eigentlich gehe ich lieber in die Kirche als vorher. Der Bezug zur Kirche ist anders, weil man trifft die Leute, die auch in die Kirche gehen, und man trifft die in der Kirche dann wieder sonntags oder samstags.“ (406, 2)

„Wenn ich keine Landjugend machen würde, wäre ich aus der Kirche raus. Da hätte ich da nichts mehr mit zu tun; weil ich einfach bei der Landjugend gemerkt habe, daß wir auch

mit allen Schwierigkeiten, Grenzen und so weiter, schon auch ein kleines Stückchen was mitgestalten können oder zumindest auch an Leute weitergeben können, was Kirche auch sein kann.“ (614, 29)

5. Glaube – etwas genuin Persönliches, nicht (oder weniger) Kirchliches

Wenn es in den Gruppengesprächen gelang, daß die Teilnehmer und Teilnehmerinnen sich über den eigenen Glauben äußerten – was nicht häufig der Fall war –, wird von ihnen in der Regel davon gesprochen, daß sie ihren eigenen Glauben mehr oder weniger dezidiert von der Kirche abgehoben wissen möchten. Eine typische Äußerung:

„Ich denke, man muß Religiosität und Glaube auch trennen. Denn das eine ist kirchlich; und er sagte eben, er hat mit Kirche nichts am Hut. Also ich habe mit Kirche auch nichts am Hut. Nur Glaube und Kirche sind für mich zwei Paar Schuhe.“ (307, 18)

Wie ein solcher Glaube sich gestaltet, berichtet beispielhaft folgendes Statement:

M: „Bei mir ist das genau so. Wie gesagt, Kirche, das heißt aber nicht, daß ich nicht unbedingt glaube. Wenn irgendwie so Situationen sind, ich will ja nicht sagen, man ertappt sich dabei, daß man betet. Nur wenn man irgendwie im Unterbewußtsein denkt, irgendwo ist da was, wo man irgendwie doch Halt dran sucht. Deswegen kann ich mir nicht vorstellen, daß es wirkliche Atheisten gibt. Es gibt in jedem Leben mit Sicherheit irgendwann mal ne Situation, wo man irgendwann mal sagt, es fängt doch ganz einfach mit diesem ganz normalen Wortschatz an, mein Gott oder oh Gott. Das sagt man ja oft. Das kommt auch irgendwo her. Man sagt das ja nicht unbedingt unbewußt, glaube ich. Irgendwo ist es schon so, daß man in einer Krisensituation schon Halt sucht. Das geht mir auch nicht anders.“ (206, 38)

Die starke Absetzung von der Kirche ist Ausdruck dafür, daß man auch in religiöser Hinsicht sein Leben individuell und autonom zu gestalten bemüht ist. Man möchte sich nicht in diesen höchst privaten Bereich „von außen“ und erst recht nicht „von oben“ hineinreden lassen.

Abschließend seien dazu drei bemerkenswerte persönliche Glaubenszeugnisse dokumentiert; zu achten ist bei der Lektüre allerdings darauf, daß es sich hierbei bezogen auf das Gesamtmaterial um ausgesprochene Einzelstimmen handelt.

W: „Für mich war das früher sonntags in die Kirche gehen und in der Schule Geschichten hören, und bei uns zu Hause war das nie so ein großes Thema. In der letzten Zeit ist das so, daß es sich wie ein roter Faden durch den ganzen Tag zieht. Ich denke nicht andauernd an Gott, aber manchmal, dann geht's klick, und dann denke ich, was ich jetzt eben erlebt habe, das war ein Wink mit dem Zaunpfahl. Gott begegnet mir nicht in irgendwelchen Zeichen und Wundern, sondern eigentlich in jedem Menschen. Wenn ich über Menschen nachdenke, dann ist da immer ein Stück Gott dabei. Wenn ich spazieren gehe, etwas Tolles erlebe oder lachen kann, das baut mich dann auf oder es läßt mich nachdenklich werden und denke mal, das ist Gott und Glaube und Religion.“ (622, 15)

„Ich bin in diesem Glauben erst später groß geworden. Ich habe so bis 12, 13 eigentlich recht wenig Kontakt zur Kirche oder sonst irgendwas gehabt, so diese normalen Stationen, die man halt als Kind mitkriegt, zur Kommunion und son Kram. Ja, diese Tischmüttergruppen und so was. Angefangen hat es dann eigentlich erst so mit 13, 14. Aber auch witzigerweise über Jugendarbeit, über Landjugendarbeit vor allen Dingen, und Jugendmessen, die damals halt angeboten worden sind, weil da ein ganz neuer Raum war und ich auf einmal merkte, das, was in der Kirche immer war, was mich immer so gestört hat, so da runterleiern von Gebeten, was ich nicht haben konnte, war bei der Jugendarbeit völlig anders. Dann vor allen Dingen der Kontakt zum Jugendhof in Olpe, wo halt sehr offen Jugendarbeit gemacht wird und auch ganz andere Gottesdienste ablaufen, der Glaube auch irgendwie anders vertreten wird und nicht in diesen konservativen Schranken verläuft. Da hat man irgendwo so diesen Kick gekriegt, daß man merkte, es gibt doch noch ein anderes Bild von Kirche. Da hat bei mir der Glaube eigentlich erst angefangen. Also mit 14, 15, na ja, 13 eigentlich auch schon; der ist zu einem richtigen Bestandteil meines Lebens geworden. Das ist so fest drin; und man muß halt zusehen, wo man das noch irgendwie unterbringen kann, in der Öffentlichkeit, das ist nur das Problem dabei. Aber es ist auf jeden Fall noch ein Bestandteil. Das Doofe ist nur, daß sehr viele Menschen das oft nicht teilen können. Aber gerade bei uns im Dorf, die gehen zwar in die Kirche rein; aber sobald es darum geht, sich mit bestimmten Problemen auseinanderzusetzen, daß da Schwierigkeiten auftauchen; und man merkt, die Leute gehen zwar in Kirche, mögen gläubig sein, was ich den Leuten nicht absprechen möchte. Aber sie haben den Mut nicht oder haben es vielleicht nie gelernt, sich auch mal selber Gedanken über ihren Glauben zu machen

oder über das Gottesbild zu machen. Und haben dann lieber ihr Gottesbild noch im Kopf, was ihnen als Kind eingetrichtert worden ist, und denken eben nicht selbständig. Das ist so eine Sache, die mich eben stört, weil ich halt bestimmte Vorstellungen von Gott oder meinem Glauben habe, die ich mir selber erarbeitet hab, wo ich selber hintergekommen bin und die ich glaube, weil sie mir irgendwo logisch erscheinen. Nicht weil die Kirche mir das vorschreibt. Da ist oft die Basis nicht da, mit Leuten offen zu reden.“ (623, 21)

„Ja, also ich habe so in meinem Leben bisher gelernt, daß mir der Glaube eigentlich so in den Schoß gefallen ist. Daß ich den eigentlich erst im nachhinein begreife und für mich auch so verstehe. Zu dem, was du eben sagtest. Ich habe eigentlich so mehr an Erfahrung so Glaube für mich son bißchen mehr entdeckt. Wo z. B. ein Freund gestorben ist ganz plötzlich und wie er auch so das Sterben gemeistert hat. So ganz intensive Augenblicke. Ich weiß so eine ganz wichtige Erfahrung; das war ein Pfingsttreffen, da habe ich nachts mit einer Frau diskutiert, die völlig überzeugt davon war, daß es keinen Gott gibt, und ich habe immer versucht, das Gegenteil zu behaupten. Ich habe die Frau nie wieder gesehen. Ich weiß nur, wir haben fünf Stunden bestimmt diskutiert. Wir sind am anderen Morgen aufgewacht, da war es schon wieder hell. Ich werde mich an dieses Gespräch immer erinnern. Da habe ich gemerkt, daß da für mich eine ganze Menge passiert ist. Ich weiß, so ein paar Augenblicke, so richtig eigentlich mehr an Erlebnissen, wo ich Glaube erfahren habe. Ich glaube, ich habe auch eine ganze Menge so Negativerlebnisse, wie ihr auch erzählt habt. Aber hätte ich nicht so viele positive Erfahrungen gehabt, z. B. in der Landjugend, aber auch in anderen Fällen von Jugendarbeit so Gottesdienste zu feiern, dann wäre ich wahrscheinlich schon von der Kirche weg. Ich brauche also eigentlich diese intensiven Erfahrungen, um auch weiterleben zu können und Glauben zu behalten.“ (613, 44 f)

Hans Högl Jugendliche und Freizeit

Ergebnisse einer Kleinstadtjugendstudie

Aus einer umfangreichen Studie werden hier einige Ergebnisse wiedergegeben, die sich auf den Umgang von Jugendlichen einer Kleinstadt und deren Umgebung mit der